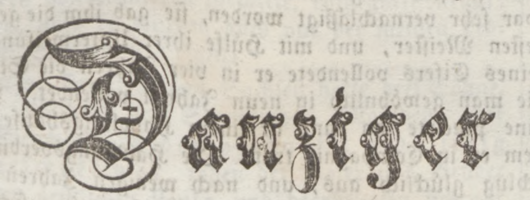
№ 55.

Dienstag, am 7. Mai 1844.

Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.




Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Eine letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Man fand bei Eröffnung des Testamentes des Verstorbenen, daß er Viktorine zur Universalerbin eingesetzt hatte. Dieser letzte Wille des Rathes machte viel Lärm in der Welt. Die Abscheulichsten spotteten über die klassische Gutherzigkeit des alten Gatten, der eine Frau bereicherte, die ihn entehrt hatte, die Ernsthafteren bedauerten, daß er vor seinem Tode nicht aufgeklärt wurde; Niemand dachte daran, daß er Alles wissen, und die Rache diesseits des Grabes als eine Gottlosigkeit verachten mochte. Alles erräth die Welt, nur die edelmüthigen Gesinnungen nicht.

Uebrigens genoß Viktorine auf eine, in den Augen der Welt noble Weise, die Freigebigkeit des Rathes. Sie bezeugte sich großmüthig gegen die entfernten Verwandten, die im Testamente übergangen waren; und diese leichte Tugend, die einzige, welche der Pöbel an erhabenen Seelen begreift, weil sie die mindeste ist, stimmte die öffentliche Meinung, die sich schon gegen sie ausgesprochen hatte, für sie. Sie legte wenig Gewicht auf dieses Wiederkehren des Wohlwollens; aber die Umstände gewannen ihr auch einen theuern Freund.

Unter den Verwandten des Rathes Marcel, welche sie zur Theilung des Nachlasses herbeigezogen hatte, befand sich ein junger Mensch, der verwaist, arm und krank war. Heinrich Richome fing mit seiner Geburt zu leiden an, durch seine schimpfliche Häßlichkeit betrübt, ward er von seiner Familie mit Niedergeschlagenheit empfangen, und der erste Wunsch, den ihm seine Mutter, als sie ihn erblickte, darbrachte, war, er möchte nicht geboren sein. Uebrigens erklärten die Aerzte, nach einer mit ihm vorgenommenen Untersuchung, daß er nicht leben könne, welche Erklärung weniger als eine Drohung, als vielmehr für eine Hoffnung aufgenommen wurde. Die Eltern gewöhnten sich daher, in diesem unglücklichen Kinde nur ein unvollkommenes Wesen zu sehen, das für einen baldigen Tod bestimmt sei. In diesem Gedanken hüteten sie sich, ihn zu lieben, um der Trauer zu begegnen, und indem sie seine Existenz als eine jener verhängnißvollen Erduldungen ansahen, über die nichts Trost geben könne, wendeten sie ihre Augen von ihm ab. Heinrichs Kindheit floß daher in Einsamkeit und ohne Liebkosungen hin. Des Zaubers baar, der Zuneigung erwirbt, war er aller belebenden Freuden und jener Liebe beraubt, die die Kindheit blühen machen. In sich selbst verschlossen und ohne Ermuthigung zum Leben, entfaltete sich das arme Kind, langsam und ärmlich. Die zurückstoßende Gleichgültigkeit, welche ihm die bewiesen, die ihn umgaben, prägte ihm eine große Schüchternheit ein, die durch seine Kränklichkeit noch vermehrt ward. Die Natur hatte ihn nur ungestaltet gemacht, die Erziehung machte ihn auch lächerlich, die Abneigung seiner Familie gegen ihn wuchs hiedurch noch, denn er wurde für sie immer mehr ein Gegenstand der Verlegenheit, der Schande. Seine Mutter allein hätte ihm, da sie ihn leiden sah, seine

Häßlichkeit verzeihen können; denn das Herz einer Mutter gleicht jenem von Gott, und bei diesem werden alle Unvollkommenheiten durch Thränen ausgeglichen; aber Heinrichs Mutter war einige Jahre nach seiner Geburt gestorben. Es blieb ihm also keine weitere Zuflucht. Sein Vater, ein rechtschaffener, aber harter Mann, hatte die Zukunft für einen starken Sohn gesichert, der seine Geschäfte fortführen konnte, und des Bucklichen Geburt hatte alle seine Plane zerstört. Wenn er sich in dieses Unglück ergab, so geschah es, weil er dachte, daß er bald sterben werde. Und siehe da, jetzt wollte der Unglückliche, der zu nichts taugte, zur Arbeit unfähig war, und stets unter den Augen seines Vaters, wie ein lebendiges Andenken an eine grausame Täuschung herumwandelte, Allen zum Trotze leben. Dieses elende Kind wurde ihm mit jedem Tage verhaßter; sein Leben war ein unverzeihliches Verbrechen, die Nichterfüllung des Glaubens an das Versprechen, welches die Aerzte auf seine Schwäche gegeben hatten.

Ohne Zweifel würde diese Lage für Heinrich der Grund unerträglicher Leiden geworden sein, wäre nicht der Tod seines Vaters eingetreten. Dieser Tod befreite ihn zwar von einer grausamen Verfolgung, ließ ihn aber ganz ohne Hülfe. Dies geschah gerade zu der Zeit, als ihn Viktorine kennen lernte. Heinrich war mütterlicher Seits einer der nächsten Verwandten des Rathes Marcel, und darum gedachte ihn die Erbin für das Unrecht zu entschädigen, welches ihm durch das Testament des Verstorbenen zugefügt wurde. Sie wollte ihn sehen, und das flüchtige Interesse, welches sie Anfangs für seine Lage genommen hatte, verwandelte sich schnell in zärtliches und inniges Mitleid. Nach so viel Schalem und Langweiligem, inmitten der gezierten Verachtung der Welt und der Verirrungen, zu welchen sie ihre Schwäche verleitet hatte, fand Viktorine eine unaussprechliche Freude darin, etwas Nützliches und Gutes unternehmen zu können. Das Gute hat immer die Freude im Geleite, aber es hat für die, die nicht daran gewöhnt sind, einen viel frischeren und berauschenderen Geschmack. Madame Marcel verfolgte ihr großmüthiges Vorhaben mit jenem unermüdbaren Eifer, den der erste Aufschwung des Herzens giebt. Sie ward Heinrich eine Mutter, die er nie gehabt hatte; sie schenkte ihm Zuneigung, Wohlstand und Obsorge. Anfangs liebte sie ihn, um Gutes zu thun, und hernach liebte sie ihn um des Guten Willen, das sie ihm gethan. Das arme Kind ward über eine solche Veränderung ganz verblüfft, es schien ihm, er sei gestorben, und er lebe jetzt im Paradiese, von dem ihm seine Amme so oft erzählt hatte. Inzwischen kam er doch allmälig zu sich, vergaß die Vergangenheit, und lernte begreifen, daß leben nicht leiden sei. Sein Herz, das lange Zeit verschlossen war, öffnete sich halb einem Strahle von Liebe. Seine Kindheit, welche physische Leiden, und die Härte derjenigen verlängert hatte, die ihn erzogen (er zählte bereits sechszehn Jahre) endete sogleich mit der Veränderung seiner Lage. Das Glück gab ihm Verstand, seine Seele und sein Körper entwickelten sich wunderbar schnell in der warmen Atmosphäre, die ihn jetzt umgab; aber diese ganze Entwickelung schlug zum Vortheile der Erkenntlichkeit aus. Man möchte sagen, er beeilte sich nur darum so ein Mensch zu werden, um unwiderlegbare Beweise seiner Zuneigung und Ergebenheit zu liefern. Die phantastische Verehrung, welche er gegen Viktorine hegte, wuchs mit dem Alter, sie, ihrer Seits, machte sich dieser Verehrung dadurch würdig, daß sie bis ans Ende treu erfüllte, was sie sich vorgenommen hatte. Heinrichs Unterricht war sehr vernachläßigt worden, sie gab ihm die geschicktesten Meister, und mit Hülfe ihrer Unterweisung und seines Eifers vollendete er in vier Jahren die Studien, die man gewöhnlich in neun Jahren vollendet. Viktorine placirte ihn dann in einem Handlungshause, mit dem er in Compagnie trat. Die Handlungsverbindung schlug glücklich aus, und nach wenigen Jahren ward Heinrich vor den Wechselfällen der Zukunft gesichert.

Aber während ihm Alles so glücklich ging, ereignete sich ein Umstand, welcher die moralische Lage seiner Wohlthäterin änderte und deren Glück sehr erschütterte. Dieser Umstand war die Verbindung Viktorinens mit Herrn Edmund Marzoi.

Edmund Marzoi war ein junger Arzt, dessen Ruf sich in Folge eines Konkurses, der ihm die Aufnahme in die Fakultät von Paris verschaffte, und in Folge zweier oder dreier wunderbaren Kuren, die seine Geschicklichkeit bezeugten, schnell verbreitete. Vor einigen Monaten noch unbekannt, nahm er plötzlich unter den berühmten Zeitgenossen einen Platz ein, und schien sie selbst noch verdunkeln zu wollen, denn er hatte die Jugend für sich, und das erste Wohlwollen, welches blos darum neuen Ruhm erwirbt, weil dieser noch keine Schattenseite hat, dessen sich die Eifersucht, als einer Waffe gegen den alten Ruhm bedienen kann. — Er erlangte das in Frankreich sehr gewöhnliche Glück, das einen Menschen zur Berühmtheit bringt, ohne daß er eine andere Mühe hat, als sich dahin führen zu lassen, und dessen Name selbst das leichte und angenehme Fortschieben eines günstigen Geschickes ausdrückt, das mit vollen Segeln fährt, wie ein Schiff auf der hohen See. Edmund Marzoi war in der Mode. Viktorine kannte ihn nicht, aber sie hörte seinen Namen und seine Geschicklichkeit überall rühmen, und es ist selten, daß ein Gegenstand, der so sehr gelobt wird, uns nicht schon im Voraus anzieht oder abstößt. Ermüdet durch dieses allseitige Lob, ward die junge Frau unwillig und verweigerte eine Bewunderung, die ihr das einstimmige Urtheil abnöthigen zu wollen schien. — Herr Marzoi wurde ihr unerträglich, bloß darum, weil seine Apologie so in der Mode war. Anfangs also erklärte sie sich aus Kaprize für die Feindin des jungen Arztes, das Gespräch bestärkte sie in dem Widerwillen und machte sie ihn hassen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— Einige Höflinge sprachen in Gegenwart Ludwig XIV, der damals erst funfzehn Jahre alt war, von der unumschränkten Gewalt der türkischen Sultane und führten unter Anderm an, daß diese nach Belieben über Eigenthum und Leben ihrer Unterthanen verfügen könnten. „Das heiß' ich auch regieren!" entgegnete der junge König. Der Marschall d'Estrées, der diese Bemerkung mit anhörte und nicht ohne Grund die schlimmen Folgen einer solchen Gesinnung des zukünftigen Beherrschers von Frankreich fürchtete, entgegnete darauf: „Ja, Sire, aber es wurden auch nur bei meinen Lebzeiten zwei Sultane strangulirt."

— Herzog Friedrich von Sachsen hatte drei Söhne, Friedrich, Wilhelm und Siegmund. „Nachdem aber Herzog Siegmund in der vernunfft was irrig und ungeschickt war, zogen der Vater und Bruder ihn zu dem geistlichen stande, und bearbeiteten sich gar fleißig ihm eine Thumberrnpfründ uf dem hohen Stift zu Würzburg zu wege zu bringen, der Hoffnung, daß sie mittler Zeit einen Bischoff aus ihm, oder zum wenigsten einen Domprobst machen möchten." (Ludwig scriptt. hist. Wirceb. p. 770.)

— „Was kümmert mich die ganze Welt," sagte ein zärtlicher Gatte zu seiner Frau, „Du allein bist mir eine Welt." Das Stubenmädchen hatte dies in einem Nebenzimmer angehört, und als ihr der Weltbesitzer bald darauf galante Anträge machte, sagte sie: „Ei, gnädiger Herr! Sie wollen so bald schon Ihre Welt verlassen?" „Sei still!" war die Antwort, „es giebt ja zwei Welten, eine alte und eine neue."

— Ein Spazierreiter kommt durch ein Dorf. Der etwas grobe Amtmann steht vor seiner Thür und wird von dem Reiter gefragt: wie spät es sei. Auf die Antwort „'s ist Zeit die Ochsen zur Tränke zu führen," entgegnete der Reiter verwundert: „So? und Ihr steht noch hier?"

Briefliche Mittheilungen.

Berlin, den 20. April 1844.

(Fortsetzung.) Gegen den zweiten Artikel von Ritter schrieb Hitzig eine zweite Erwiderung, in welcher er nachwies, daß nach Preußischem Gesetze jeder Nachdruck strafbar sei, und sich nochmals darauf berief, daß nach dem Gesetz vom 11. Juni 1837 §. 3. der ohne Genehmigung des Autors bewirkte Abdruck von mündlichen Lehrvorträgen ausdrücklich verboten sei, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Nachdruck in eigennütziger Absicht unternommen worden sei, oder nicht. In der Fortsetzung zu dieser Erwiderung, die in eine spätere Nummer der Vossischen Zeitung aufgenommen wurde, erklärt Hitzig: „erfahrene Preußische Richter (wie die Mitglieder des Berliner Criminalgerichts) hätten leicht in den Irrthum verfallen können, daß heute nur noch derjenige Nachdruck strafbar wäre, bei welchem dem Contravenienten eine eigennützige auf Geldgewinn gerichtete Absicht nachzuweisen sei. Dies sei, wie ihm scheine, dadurch veranlaßt worden, daß sie ungeübt in Entscheidungen über Fragen des literarischen Rechts und erdrückt von Geschäften auf ganz anderen Gebieten, sich wohl nur ausnahmsweise klar gemacht hätten, daß die heutige Gesetzgebung über Nachdruck und Nachbildung von Kunstwerken auf einem ganz anderen Grunde ruhe, als auf der ihnen geläufigen landrechtlichen Theorie, indem die heutige Gesetzgebung nicht blos das Recht des Verlegers sondern auch das des Autors schützen wolle. Das Landrecht habe wohl das Recht des Verlegers, keinesweges aber das Recht des Autors genügend gesichert, weil die materiellen Güter des Verlegers einer größeren Berücksichtigung bedürftig erschienen als die immateriellen Produktionen des Autors, wogegen die heutige Gesetzgebung auch die dem Autor zustehenden Rechte zu bestimmen und sicher zu stellen suche. Zu diesen Rechten des Autors gehöre aber doch vor allen Dingen die Dispositionsfähigkeit, ob und wann er seine Produktionen durch den Druck dem größeren Publikum mittheilen wolle. Der Refrain von Hitzigs Artikeln ist somit, daß der ohne Genehmigung des Autors bewirkte Abdruck von mündlichen Lehrvorträgen unter allen Umständen ein Nachdruck sei, und daß er es deshalb für einen Irrthum (an einer Stelle erklärt Herr ꝛc. Hitzig es sogar für einen groben Irrthum) erklären müsse, wenn Herr Ritter oder das Kammergericht einer anderen Ansicht sei ꝛc. In Folge dieser Artikel hat nun das hiesige Criminalgericht bei dem Königl. Kammergericht auf Einleitung der fiskalischen Untersuchung gegen den Criminaldirektor a. D. Hitzig wegen schwerer Beleidigungen angetragen, und seine Denunciation darauf begründet, daß Hitzig die bei der Entscheidung der Schelling-Paulusschen Angelegenheit vom Criminalgericht befolgte Theorie eine wunderliche, die Entscheidung selbst aber einen groben Irrthum nenne, und einem aus zwanzig und einigen Mitgliedern bestehenden Collegio gegenüber seine Erörterung in einem zu absprechenden meisternden Tone geschrieben habe, daß seine Artikel in der gelesensten Zeitung der Residenz eingerückt worden seien und demnach bei dem Verf. der erwähnten Artikel ein animus injuriandi vorauszusetzen sei. — Das Kammergericht muß diese Denunciation vorläufig zurückgewiesen haben, denn wie Hitzig in einer kleinen Broschüre (Die Akten in der Hitzigschen Untersuchung 1tes Heft, Leipzig bei Weber) erzählt, veranlaßte das Kammergericht — vom Chef der Justiz ausdrücklich dazu angewiesen — die Einleitung der Untersuchung und übertrug sie seinem Inquisitoriat, vor dessen Direktor am 28. v. M. die Sache verhandelt worden ist. Die Erklärung die der Angeklagte in dem erwähnten Termine zu den Akten gegeben hat, bezieht sich besonders auf folgende Punkte: 1) er glaube nicht an die Möglichkeit, daß ein unbefangener Richter in seinen Aufsätzen ein Pasquill finden werde, wie sie das Criminalgericht qualificiren wolle, 2) er versichere vor Gott und seinem Gewissen, daß er sich keiner gegen das hiesige Criminalgericht jemals gehegten feindlichen Absicht bewußt sei, 3) einer der ausgezeichnetsten Juristen äußere sich in einem Briefe aus Leipzig vom 25. Febr. d. J., den er originaliter vorlege, über seine (Hitzigs) Zeitungsartikel in dieser Angelegenheit wörtlich also: „Wer doch auch so mild schreiben könnte bei aller Entschiedenheit und bei dem offenen und rückhaltlosen Bekenntnisse der Wahrheit," 4) die Theorie über den Nachdruck, die das Criminalgericht aufstelle, sei ja auch von dem, dem Criminalgericht zunächst vorgesetzten Gerichte, so wie von dem höchsten Gerichtshof des Landes als eine falsche anerkannt worden. Hitzig schließt seine Erklärung mit den Worten: „Der Theorie von der eigennützigen Absicht, als Bedingung des strafbaren Nachdrucks, entschiedener Gegner, des Criminalgerichts unserer Stadt alter aufrichtiger Verehrer. Julius Eduard Hitzig." Hitzig ist übrigens früher selbst Mitglied des hiesigen Criminalgerichts gewesen. Das Urtheil des Criminalsenats ist noch nicht erschienen, man hofft aber allgemein, daß dasselbe zu Hitzigs Gunsten ausfallen werde.

(Schluß folgt.)

Reise um die Welt.

*** Man erzählt sich in Rom eine Anekdote vom Papst, deren Wahrheit man dort verbürgen zu können glaubt, und die ein sehr günstiges Licht auf dessen Charakter wirft. Eine polnische Dame hatte sich von den Grundlehren der katholischen Kirche überzeugt, nur konnte sie den Papst nicht als Statthalter Gottes und Christi auf Erden anerkennen, und fand einen unüberwindlichen Grund zum Zweifeln in der Lehre von seiner Unfehlbarkeit. In ihrer Seelennoth faßte sie den muthigen Entschluß, zum Papste selber zu gehen. Sie erhielt die verlangte Audienz und stellte darauf den Papst förmlich zur Rede, indem sie in den stärksten Ausdrücken ihm den Uebermuth und die Hoffahrt vorhielt, die ein Mensch zeige, welcher als unfehlbar sich seinen Nebenmenschen gegenüber und über sie hinstelle. Der Papst hörte ihr aufmerksam zu, dann bekannte er ihr, daß er als Mensch sich eben so sündhaft halte als jeden Andern; aber hierauf bemühte er sich, ihr den Unterschied klar zu machen, welcher zwischen ihm als Menschen und als Haupt der katholischen Christenheit obwalte, und entließ sie freundlich und huldvoll nach langer Unterredung. Man mag als Protestant über diese Sache denken wie man will, man wird nicht läugnen können, daß der Papst eine seltene Milde und Herablassung zeigt, wenn er auf diese Art sich bemüht, die Leute über ihm vorgelegte Zweifel aufzuklären.

*** Ein englischer Reisender schreibt vom Main unterm 6. April: „Wie schnell man jetzt sich aus der britischen Weltstadt in das Herz von Deutschland versetzt sieht! Mittwoch den 3. d., Morgens um 9 Uhr, verließen wir mit dem Dampfboote London und waren Abends 12 Uhr in Ostende, wo wir übernachteten. Donnerstags frühe 7 Uhr gingen wir von da mit der Eisenbahn ab und erreichten Abends gegen 7 Uhr Aachen. Um halb 10 Uhr führte uns der Eilwagen von hier nach Köln, wo wir Freitags Morgens um 5 Uhr eintrafen. Von Köln gingen wir auf dem Dampfboot um 6 Uhr frühe ab, langten Abends um 10 Uhr in Mainz an und übernachteten daselbst. Sonnabends den 6. um 7 Uhr Morgens brachte uns die Eisenbahn nach Frankfurt, wo wir nach 8 Uhr ankamen — also noch nicht ganz dreimal 24 Stunden nach unserer Abreise von London, und dabei zweimal in Gasthöfen auf dem Lande übernachtet. Die ganze Reise vom herrlichsten Wetter begünstigt, hatte so auch nicht die mindeste Anstrengung oder Unbequemlichkeit und kostete die Person nur ungefähr 66 fl."

*** Viel Wahrscheinlichkeit für einen sichern Erfolg scheint die von dem Schiffbaumeister Friedrich Isinger von Neckargemünd entworfene Idee einer feststehenden hölzernen Brücke von beliebiger Größe, mit einem einzigen Bogen über der Wasserfläche, für sich zu haben. Die Brücke ist ein Häng- und Tragwerk, und soll, wie sein 20 Schuh langes Modell zeigt, einfach construirt sein. Diese Brücke hat gegen eine steinerne oder Kettenbrücke viel Empfehlenswerthes für sich. Erstens ist die Erbauung nicht an den Wasserstand des Flusses gebunden, da die beiden Anhaltspunkte der Brücke auf dem festen Lande ruhen; zweitens hat ungewöhnlicher hoher Wasserstand oder starker Eisgang keinen nachtheiligen Einfluß auf dieselbe, indem das Wasser keinen Rost zu unterminiren hat, und das Eis durch keinen Brückenpfeiler in seinem Lauf gehemmt ist; drittens ist der Kostenaufwand mindestens viermal geringer als bei jeder andern stehenden Brücke. Da nun auch die Jahreszeit keinen Aufenthalt bei der Erbauung macht, so wie auch in etwas kürzerer Zeit hergestellt werden und hauptsächlich die Reparaturen ohne Störung der Passage stattfinden können, so sind die ins Auge springenden Vortheile nicht zu verkennen.

*** In London wird ein Roman: „Moritz, Kurfürst von Sachsen," in drei Bänden, dedicated by permission to his Maj. the King of Saxony, von Mrs. Colquhoun, angekündigt.

*** Am Osterfeste ward in Oberlahnstein, im Herzogthum Nassau, ein 98jähriger Rathsherr beerdigt, der nach seiner bestimmten Versicherung, so lange er sich besinnen konnte, in seinem Leben nie Wasser getrunken hatte. Der Herzog von Nassau hat ihm kurz vor seinem Tode für seine — 50jährige treue Amtsthätigkeit die goldene Verdienstmedaille verliehen.

*** In London fand unlängst in einem zur Dover-Eisenbahn gehörigen Gebäude ein schreckliches Unglück durch den Einsturz eines mit eisernen Balken versehenen Daches statt. Es wurden mehr als zwanzig Arbeiter getödtet, und viele Verwundete in die Hospitäler gebracht.

*** In der Residenzstadt Hannover besteht ein Hülfs-Verein für rechtliche Arme. Er gewährt zinsfreie Darlehen von 50 — 60 Rthlr. und hat dadurch schon sehr wohlthätig eingewirkt.

*** Der „Beobachter" in Stuttgart bringt zunächst in Bezug auf die würtembergischen Eisenbahnen folgende Sprüchwörter über den Bau derselben zum Frommen unserer Kindeskinder: Aller Anfang ist schwer. Gut Ding will gut Weil haben. Drum übereilt um's Himmels Willen nichts; denn Schnelligkeit allein führt nicht zum Ziele, und wer zu schnell läuft, der fällt leicht. Rom ist auch nicht in einem Tage gebaut worden und Alles überwindet — Geduld!

*** In Bukarest werden die mißfälligen Theaterleute nicht mehr ausgepfiffen, sondern ausgeblasen. Als die Sängerin Signora G—i, die sich einige Umtriebe erlaubt hatte, eben ihre Arie beginnen wollte, ertönte aus der Loge des Fürsten G—i ein Posthorn, das dieselbe Arie recht nett zum allgemeinen Gelächter des Publikums vortrug. Die Opernvorstellung ward somit unterbrochen.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№ 55. Am 7. Mai 1844.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes ist in fast allen Orten der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Theater.

Am 3. Mai. Zum Besten der Madame Weise. Des Königs Befehl. Lustspiel in 4 Akten von Dr. Carl Töpfer. Nach dem zweiten Akt: Altmodische Quadrille, ausgeführt von den Damen Bierey, Freudenberg, Genée und Mathilde Soldansky, und den Herren Fricke, Mähl, Henke und Riegel.

Unter den vielen dramatisirten Anecdoten aus dem Leben des großen Friedrich zeichnen sich die von Töpfer bearbeiteten als besonders ansprechend aus. Strengen Anforderungen der Kritik können allerdings auch diese nicht genügen. So leidet z. B. „des Königs Befehl" an einem sehr wichtigen Mangel — dem der Einheit. Die Scene mit Voltaire, die andere mit dem Korporal, sind für die Handlung selbst durchaus unnöthig, es sind in die Anecdote eingeschobene Anecdoten, es ist eine Einschachtelung, welche störend in den Zusammenhang des Ganzen greift, und bei einem dramatischen Werke höherer Gattung durchaus nicht geduldet werden dürfte, weil das Drama, während sie über die Bühne schreiten, nicht vorwärts rückt, sondern stehen bleibt. Doch was für das Trauerspiel verwerflich wäre und durchaus gestrichen werden müßte, auch wenn die Episode gleich ernster Natur mit der Tragödie wäre, das darf man wohl im Lustspiel dulden, selbst wenn die Einschiebsel nicht so überaus interessant sein sollten, und allerdings — wenn es geschah, um den Akt zu füllen, so hätte Töpfer aus dem Leben Friedrichs des Großen wohl einige ereignißreichere wählen können. — Die Scene mit Voltaire z. B. ist doch durchaus nichts weiter, als ein Mittel, zwei Schauspieler französisch sprechen zu lassen, denn sie hat nicht die geringste Pointe.

Genug hievon — das Stück ist verständig geordnet, gut und fließend dialogisirt, — es hat daher fast überall Glück gemacht, und es würde dieses nirgends verfehlen, wenn es stets so gut dargestellt würde, als es durch unsere Gesellschaft der Fall war.

Vorzugsweise heben wir die Leistung des Hrn. Genée (König) heraus. Es war ein in der That überraschender Anblick, den derselbe uns gewährte, da er nicht nur das Costüm mit außerordentlicher Treue, sondern seinem Gesichte selbst Portraitähnlichkeit gegeben hatte. Die Maske war vollkommen wahr zu nennen, und Herr Genée bewegte sich in derselben mit einer Sicherheit, mit einem Takt, welche den höchst routinirten Künstler bekundeten. Sein Name aber hat uns verführt zu glauben, er würde das Französisch — wiewohl daran gramatikalisch nichts auszusetzen war — geläufiger sprechen, und wir müssen über diesen Punkt Hrn. Wolff (Französischer Dichter) unser Compliment machen. Es ist stets erfreulich, den Schauspieler im Besitz desjenigen Bildungsgrades zu sehen, der für die Conversation unnachsichtlich gefordert werden sollte, und doch so selten gefunden wird, daß man ihn da, wo er ist, als eine schöne Ausnahme von der schlechten Regel, mit Freude bemerkt.

Herr L'Arronge (Baron von Wendel) war ungemein ergötzlich und erhielt durch seine drollige Auffassung dieses unterthänigsten aller Barone das Publikum in fortwährendem Lachen, und, was seinen besondern Beruf, ja seine Auserwähltheit — („Viele sind berufen, doch nur Wenige auserwählet") — beurkundet, — er schuf die ganze komische Figur, ohne allen Aufwand an komischen Hilfsmitteln. Es war Alles rein aus der Natur der Rolle und aus seiner eigenen geschöpft, gänzlich ungezwungen, man glaubte, es müsse so sein, und so ist's gerade recht. Wiederholter Applaus, und nach seinem großen Aktschluß lautes Bravorufen*) lohnte seine Mühe.

Die Töchter des Baron Wendel, Julie und Henriette, wurden durch Mad. Ditt und Fräulein Genée gegeben. Die Letztere ließ einen gewissen Mangel an Routine wahrnehmen, welches indeß der sehr jungen Dame nicht verübelt werden kann. Die Bühnenfestigkeit findet sich mit den Jahren; wir Deutsche sind leider so ungerecht, große künstlerische Ausbildung vereint mit großer Jugend, zu verlangen — wenn eine rara avis, wenn einmal in hundert Jahren ein solcher Phönix auftaucht, so kann die Ausnahme ja nicht die Norm abgeben. Wir lachen schon, wenn eine Dame von 26 bis 30 Jahren die Julia (in Romeo und Julia) darstellt; wer hat aber wohl ein 14jähriges Mädchen gesehen, das fähig ist, diese Rolle zu geben? — Die Franzosen sind gerechter, sie sahen Dem. Mars noch in ihrem sechszigsten Jahre als Liebhaberin, und bewunderten gerne,

*) In einer der vielen Berliner Zeitungen stand vor Kurzem Folgendes: „Hochverehrtes Publikum, wenn Du „Bravo" rufst, so rufe dieses nur einem Manne zu; einer Dame spende ein „Brava" und wenn Du Mehrere beglücken willst, so sage gefälligst „Bravi", sonst glaubt man Du wissest es nicht. — R......"

D. Red.

wenn nicht ihre Schönheit, so doch ihre Kunst. Wir sind gegen unsere Crelinger, unsere Schröder und Schröder-Devrient, auf die wir stolz sein sollten, nicht so gerecht.

Madame Ditt gab uns das muntere Fräulein mit ihrer natürlichen Anmuth und Grazie, sie machte aus der an sich nicht sehr bedeutenden Parthie eine interessante Erscheinung, wozu wohl ihre liebenswürdige Persönlichkeit das mehrste beitragen mochte. Gegen das Costüm hatte sie allerdings verstoßen, sie hätte sich sollen pudern lassen — allein wir können ihr für diesen Verstoß nur dankbar sein, denn sie stellte uns in ihrem reichen dunkeln Lockenschmuck ein so reizendes Bild dar, daß wir ungern etwas daran vermißt hätten, und wir können es Herrn Ditt (Major von Lindeneck) gar nicht übel nehmen, daß er sich beim ersten Anblick durch sie besiegt erklärte. Die Rolle des feurigen, funkensprühenden Majors wurde daher auch durch ihn sehr glücklich dargestellt, und befriedigte allgemein. Das Charakteristische an derselben war mit künstlerischem Takte hervorgehoben und durch das lebhafte und rasche Spiel des Herrn Ditt zu einem gefälligen Ganzen abgerundet.

Madame Jost (Frau Ordentlich) ergötzte das Publikum durch ihr, auf tiefe Menschenkenntniß gegründetes Niesen, ebenso wie der alte Diener Sebastian, Herr Fricke, durch seine Gradheit und Derbheit. Eine recht hübsche Erscheinung waren die beiden Pagen, Madame Bachmann und Dem. Freudenberg.

Weniger bei Laune als die übrigen Mitspielenden, schien Herr v. Carlsberg (Graf de Follie), jedoch können wir nicht sagen, daß er etwas verdorben hätte. Die Scene im Garten mit der Harke hätte mit etwas stärker aufgetragenen Farben gemalt werden können.

Für Herrn Nicolas (Lieutenant Branden) trat Herr Riegel ein und leistete für die kurze Zeit, in der er die Rolle übernommen hatte, alles, was billige Kritik unter solchen Umständen verlangen kann.

Herr Genée wurde am Schlusse der Vorstellung gerufen und lebhaft applaudirt. M. V.

Am 5. Mai. Vorletzte Vorstellung. Zum Benefiz für Hrn. Ditt. Zum ersten Male: „Zopf und Schwert." Historisches Lustspiel in 5 Akten von Carl Gutzkow.

Gutzkow hat durch seine neuesten dramatischen Werke einen so weit verbreiteten Ruf erhalten, es ist über seine Leistungen so viel und so Widersprechendes gesagt worden, daß man nicht wenig gespannt war auf dieses Lustspiel, welches von einigen in den Himmel erhoben als ein Meisterstück ersten Ranges, von den andern als ein Pasquill auf Preußen verschrieen und in den Staub getreten wurde.

Wie gewöhnlich liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte — es ist kein Meisterstück, denn die Intrigue ist ziemlich unwahrscheinlich und unbedeutend, es ist kein Pasquill, denn es stellt die Sitten jener dunkeln Zeit ohne Uebertreibung mit Treue dar. Der Total-Eindruck aber ist ein günstiger, und es schlägt die Waage zu Gutzkows Vortheil aus.

Der strenge, eigenmächtige, erste König von Preußen, gönnt seiner Gattin keinen Blick in die Staatsgeheimnisse, die sich dadurch verletzt fühlt, und ihrerseits für sich Staatsgeheimnisse anspinnt. Die Hand der Prinzessin Wilhelmine wird von der Königin dem Kronprinzen von England, von dem Könige aber dem künftigen deutschen Kaiser bestimmt. Von beiden Seiten werden einige sehr flache Intriguen gewebt, wodurch der Erbprinz von Baireuth, der die Prinzessin liebt, in einige Verlegenheit geräth, jedoch leicht durch den englischen Gesandten, Ritter Hotham, herausgezogen und zu einem glücklichen Ziele geführt wird.

Auf diesen schwachen Faden reiht sich die Perlenschnur einer Scenen-Folge, welche ungemein unterhaltend, und mit vieler Bühnenkenntniß angeordnet ist, von Akt zu Akt an Interesse steigt, und im vierten, in dem Tabacks-Collegium, seinen Culminationspunkt erhält, indem hier durch eine halb komisch, halb ernst gehaltene Leichenrede auf den König, dieser Letztere dem Erbprinzen von Baireuth so gewogen wird, daß die Entwickelung im letzten Akte, nach welcher weder Oestreich noch England durch die Hand der jungen Fürstin beehrt wird, sondern der Erbprinz dieselbe erhält, eine Wahrscheinlichkeit gewinnt, welche dem Project vorher fehlte und wenn auch nicht für eine wirkliche, so doch für eine Komödien-Heirath jedenfalls genügt.

In der Charakterzeichnung scheint uns manches Fehlerhafte zu liegen. Es ward von jeher dem Dichter erlaubt, eine historische Person anders darzustellen als sie im Leben war — ob mit Recht oder nicht, wollen wir weder untersuchen noch entscheiden, und nur das, oft schon als sichernden Schild vorgehaltene Beispiel von Schillers Don Carlos anführen. Allein, hat der Dichter wirklich das Recht, an dem Urtheilsspruche der Geschichte eine Aenderung zu treffen, so ist es dem schönen Begnadigungsrechte des Königs analog. Er kann den Charakter veredeln, er darf ihn nicht herabziehen, und das hat Gutzkow mit der Königin gethan, welche, eine wahrhaft edle, vortreffliche, selbst von ihrem rauhen Gatten immer geachtete Dame war, sich aber in dem Stücke „Zopf und Schwert" weder benimmt, noch handelt oder spricht wie eine Königin.

Ebenso läßt der Dichter die Rolle des Erbprinzen im wichtigsten Momente fallen. Derselbe hat das Publicum bereits ganz und den König halb für sich gewonnen, er hat die Lacher auf seiner Seite, da geht ihm plötzlich Verstand und Witz aus, der Dichter würdigt den jungen Freund Friedrich des Großen, den feinsten und geistreichsten Mann seiner Zeit so weit herab, daß er ihm von Hotham souffliren läßt, was er antworten, was er thun, wie er sich betrunken stellen soll. So klug mußte der Prinz immer selbst sein, und daß Gutzkow ihn nicht so darstellt, zeugt von seinem Mangel an Menschenkenntniß, der übrigens sich auch in allen seinen Romanen verräth, woselbst die Charakteristik fast durchgängig eine verfehlte und inconsequente ist.

Auch Seckendorf, bekanntlich einer der fähigsten Minister des ersten Königs von Preußen, ein feiner Diplomat, und Grumkow, Marschall und nicht General, werden wie ein paar Dummköpfe dargestellt, was sie durchaus nicht

und schon deshalb nicht waren, weil sie den König lange Zeit nach ihrem Willen leiteten, was Dummköpfe nicht können.

Warum das Lustspiel „Zopf und Schwert" heißt, ist uns dunkel geblieben. Das Motiv — daß der König, am Schlusse den Erbprinzen als Rekruten sehend, vergnügt ausruft: „Zopf und Schwert"! — scheint in der That kein genügendes, und ist doch das Einzige.

In der Hauptrolle sahen wir mit Vergnügen Herrn Genée (König), welcher in einer trefflich gewählten Maske seine Aufgabe mit sichtbarer Lust und Laune behandelte. Es gelang ihm ganz vorzüglich, den polternden, gewaltthätigen Herrn zu geben, worin er durch sein schönes, sonores Organ unterstützt wird. Die Rolle zu zergliedern würde uns zu weit führen, doch als ganz vorzüglich gelungen heben wir die Ankleidescene mit Eversmann, und die darauf folgende mit dem Erbprinzen, welcher den König für seinen Kammerhusaren hält, heraus.

Die Unbehaglichkeit des aus dem Kreise der Etiquette gedrängten Fürsten wurde sehr gut markirt, und von besonderer Wirkung war die unmittelbar darauf folgende Erscheinung des Königs in größter Galla, in welcher das Gefühl der Sicherheit, das Bewußtsein wieder auf bekanntem Grund und Boden zu stehen, sich treffend aussprach. In gleicher Art erschien uns als mit vielem Verstande aufgefaßt, und mit Wahrheit gegeben, die joviale Laune bei Beginn des Tabackscollegii, und die ernste, durch des Erbprinzen erweckte Stimmung am Schlusse desselben. Das Auftreten war überall würdevoll und dem Charakter der Parthie vollkommen entsprechend.

Mad. Jost (Königin) that für die undankbare Rolle was in ihren Kräften stand, konnte jedoch nichts Ansprechendes daraus machen, denn der Dichter hat den König allein zum Träger des Stückes gemacht; eine gefährliche Klippe, an welcher oft bessere Werke scheitern! Ist nämlich der Darsteller dieser Rolle nicht vollkommen gewachsen, so fällt dadurch allein das ganze Stück.

Madame Ditt (Prinzessin Wilhelmine) zeigte auch hier wie immer, daß sie jeder Aufgabe gewachsen ist. Sie gab die Prinzessin so anmuthig, daß ein jeder sie liebenswürdig finden mußte und ließ sich in der komischen Scene mit Eckhof und den Grenadieren, wo sie von Fräulein von Sonnsfeld parodirt wird, nicht einen Augenblick außer Fassung bringen.

Ueber Herrn Ditt (Erbprinz von Baireuth) vernahm Ref. im Publikum nur eine Stimme, welche mit seiner Ueberzeugung vollkommen übereinstimmt — daß derselbe die verschiedenen Schattirungen und Nüancen seiner Rolle sehr glücklich aufgefaßt und mit Wärme und Gefühl gegeben hatte. Auch schien dieselbe seiner Persönlichkeit zuzusagen, was stets von Vortheil ist.

Herr Wolff (Eversmann) entwickelte eine recht hübsche Gewandheit, und stellte den schlauen Kammerdiener, der sich der Wichtigkeit seiner Person vollkommen bewußt ist, mit Glück dar. Nur hätte er kein gesticktes, sondern ein mit Tressen besetztes Kleid tragen müssen. Die Stickerei ist jederzeit das Zeichen einer Hof- oder Staatscharge.

Mad. Bethmann (Fräulein von Sonnsfeld) schien die Schalkhaftigkeit, welche in ihrer hübschen und dankbaren Rolle liegt, nicht begriffen zu haben; die ganze Parthie ging beinahe wirkungslos vorüber.

Herr v. Carlsberg (Ritter Hotham) war offenbar der Rolle nicht gewachsen. Der feine Conservationston ward nicht getroffen, und durch die übervertrauliche Stellung zum Erbprinzen nicht ersetzt. Das Costüm war auch durchaus unrichtig, der Anstrich des Englischen hätte nicht fehlen dürfen.

Von den übrigen Rollen ist wenig zu sagen, im allgemeinen ist dankbar anzuerkennen, daß unser Personal stark genug ist, so viele Nebenrollen so gut besetzen zu können.

In Folge eines lauten, jedoch nicht ganz verständlichen Hervorrufens am Schlusse erschienen Herr Genée, Madame Jost, Madame Ditt und Herr Ditt. M. B.

Kajütenfracht.

— In Schaluppe No. 49. berichteten wir, daß an der Schleuse hinter dem städtschen Lazareth, ein des Kopfes, der Arme und der Beine beraubter menschlicher Leichnam gefunden worden sei. Am vorigen Donnerstag, den 2. Mai Nachmittags, sind nun im Stadtgraben bei heil. Leichnam zwei zusammenhängende menschliche Oberschenkel gefunden worden. — Da von dem neulich aufgefundenen Rumpfe die Schenkel dergestalt abgelöst waren, daß das Geschlecht des Leichnams nicht sogleich zu erkennen war, die jetzt gefundenen Schenkel aber zusammenhängen, so scheint es außer Zweifel, daß letztere zu jenem Rumpfe gehören, und diese Auffindung den Schleier, der eine grause Unthat zu bedecken scheint, zu lüften begonnen habe. —

— Unsere Theatersaison ist beendet; der große Andrang von Virtuosen und Concertgebern aller Art hat nun wieder nachgelassen, die warme Frühlingsluft will es nicht mehr dulden, daß wir uns einschließen in die engen Zimmer und in die geräumigeren Concertsäle, wohl aber tönen dafür von Zinglershöhe herab Strauß'sche Walzer, und hie und da singt auch schon eine Lerche ihr fröhliches Morgenlied draußen im Freien, unter dem blauen hochgewölbten Himmelszelt, während die Bäume allmählig mit jungem Grün sich schmücken, und die ganze Natur, wie vom langen Schlafe erwacht, mit freundlichem Kinderauge allenthalben uns anlächelt. Aber zum Baden ist es doch noch zu kalt, darum will es auch in Zoppot und in Brösen und auf der Westerplate noch nicht so recht lebendig werden, und es dürfte daher Manchem unter den gebildeten Einwohnern Danzigs nicht unwillkommen sein, für die nächsten Wochen innerhalb der Mauern unserer Stadt noch einige Abende auf nützliche und zugleich erheiternde Weise hinbringen zu können. Hierzu giebt Herr Dr. Vollmer, dessen wir in diesen Blättern schon mehrmals erwähnt haben, uns nun die beste Gelegenheit, indem er in nächster Woche seine sechs physikalischen Vorlesungen zu beginnen gesonnen ist. Er beabsichtigt in diesen Vorlesungen hauptsächlich die Lehre von der Elektricität und

dem Magnetismus auf eine populäre, d. h. auf eine allgemein verständliche Art und Weise, und ohne Voraussetzung von Kenntnissen in der Mathematik, vor einem gewählten Publikum von Damen und Herren zu entwickeln, zu welchem Behufe er auch zahlreiche und mächtige Apparate, Elektrisirmaschienen, Magnete, voltaische Säulen, Deflagratorn u. s. w. von den größten Dimensionen mitgebracht hat, durch welche der Zusammenhang zwischen Elektricität, Galvanismus und Magnetismus zu Elektromagnetismus und Thermomagnetismus in den glänzendsten Experimenten veranschaulicht wird. Die Vorlesungen werden im Saale des Gerhardschen Hauses Statt finden, und in der, von morgen ab zu eröffnenden Subscription zeigt Herr Dr. Vollmer an, daß bei Theilnahme ganzer Familien das Billet für alle sechs Vorlesungen nicht mehr als einen Thaler à Person kosten werde, für einzelne Billets dagegen hat er den Preis um das Doppelte erhöht. Wir können mit Gewißheit versichern, daß den Vorlesungen des Herrn V. allenthalben, wo er bis jetzt sie gehalten hat, der ungetheilteste Beifall der Gebildeten zu Theil wurde, und sind fest überzeugt, daß er bei seinen gediegenen Kenntnissen und seiner einnehmenden Persönlichkeit auch in unserm Danzig einer recht großen, lebhaften Theilnahme sich zu erfreuen haben wird. Als belletristischer Schriftsteller ist Herr Dr. Vollmer unter dem Namen Movell der gebildeten lesenden Welt schon seit vielen Jahren zur Genüge bekannt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Ueber das hier vor dem hohen Thore aufgestellte

Panorama von Paris,

welches vor zwei Jahren auch in Berlin aufgestellt war, sagt der Berichterstatter der Vossischen Z., Herr L. Rellstab, in derselben Folgendes: Das Panorama ist von imposanter Wirkung. Wir überschauen die reiche gigantische Stadt von der Kuppel des Pantheons, einem Punkte der Aufnahme, der bisher noch nicht gewählt worden ist, so daß das Bild eine originelle Abweichung von den bisher gekanntesten Aufnahmen, die sich meist die Gegend der Tuilerieen zum Mittelpunkte gewählt haben, abweicht. In der nächsten Umgebung, auf welche unser Blick fällt, treffen wir unter Anderem das College Ludwigs XIV., in dessen Hof wir gerade hinabschauen. Mehrere Straßen zeigen sich uns in ihrer ganzen Längenvertiefung mit täuschender perspektivischer Kunst gemalt. Ebenso gewinnen die mit Wagen, Reitern und Spaziergängern belebten Räume dicht unter uns eine überraschende Wahrheit durch die genaueste Ausführung der Einzelnheiten. Die Thürme von Notre Dame, den Invaliden, St. Sulpice, St. Germain l'Auxerrois ꝛc. ragen uns gegenüber über die Häusermassen empor. Den Lauf der Seine verfolgen wir fast ganz, nur selten wird er durch die Thürme oder Häusermassen gedeckt. Die Tuilerieen stellen sich in voller Pracht dar; ebenso die elisäischen Felder mit dem Obelisk von Luxor, und dem mächtig über die hohen Bäume emporragenden Triumphbogen der Etoile. Der Irrgarten der Häuser verwirrt sich natürlich je ferner, je mehr; doch verliert man die Orientirung nicht, wegen der vielen hervorragenden, scharf unterschiedenen und daher leicht im Gedächtniß bewahrten Gegenstände, die uns zum Leitfaden durch das Gewirre, und zur Uebersichtlichkeit des Ganzen dienen. Der bläuliche Montmartre mit seinen Mühlen ragt hoch über die Stadt empor; der Blick verweilt gern auf diesem, sowohl durch den Anblick wie durch die historischen Erinnerungen fesselnden Punkte. Wir zweifeln nicht, daß dieses durch die künstlerische Ausführung und durch den Gegenstand so anziehende Panorama sich eines zahlreichen Besuchs erfreuen wird, um so mehr, als Paris selbst ja jetzt eine so vielfach von uns heimgesuchte Stadt ist. Wer es kennt, wird gern seine Erinnerungen auffrischen, wer es nicht kennt, die Lebendigkeit seiner Vorstellungen durch diesen Anblick zu erhöhen und zu verschärfen suchen.

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.